

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 19 (1951)
Heft: 10

Artikel: Die Stadt
Autor: Cyperrek, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-570182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE STADT

Rudolf Cyperek

Der Schnellzug bremst seine Fahrt. Die Reisenden werden lebendig und Koffer werden in Bewegung gesetzt. Es rumpelt über Gleise und Weichengewirr. Die grosse Bahnhofhalle schluckt uns. Ueber den Bahnsteig ergiesst sich der Menschenstrom, der sich dann durch die Unterführung zwängt, dem Ausgang zu. Wie aufgeschreckt ist dieser sonst still daliegende Bahnhof, früh um sechs Uhr, an einem Sonntagmorgen. Es ist, als blinzele er verärgert über die Störung. Aber ich sehe, dass er sich schon wieder zum Weiterschlafen rüstet. Denn ich bin einer der letzten, die durch die Sperre gehen. Ohne Ziel, mit Ziel; ich weiss es nicht.

Ich will nichts in dieser Stadt. Nichts von dem, was man in einer Stadt wollen kann: Sehenswürdigkeiten besichtigen, Geschäfte erledigen, Verwandte besuchen, Freunde kennenlernen. Ich habe hier nur zwei Stunden Aufenthalt und umzusteigen. Ein Bahnhofbesuch. Doch freue ich mich darüber, danke ich dem Zufall für diese zwei Stunden. Vielleicht sind sie eine aus Gnade gewährte Frist, ein Geschenk?

Denn ich kenne diese Stadt gut; sehr gut! Viele Jahre habe ich darin gewirkt, habe ich sie mit tätigem Leben erfüllt, habe ich Freude und Leid in ihren Mauern ausgetragen. Wir sind beide Kinder des andern! Bis es mich weit fort verschlug im Verlauf meines Lebens. Und seither bin ich nicht wieder hier gewesen.

Wie seltsam das ist, wenn man nach Jahren in eine solche Stadt kommt, morgens um sechs Uhr, beim Aufstehen dieser Stadt! Wenn man durch menschenleere, noch stumme Strassen geht, die sonntäglich sauber sind, deren Steine sich unter den ersten Sonnenstrahlen erwärmen, und durch die melodische Töne früher Glocken schweben, welche zum Gottesdienst rufen. Es ist wie «gute Stube» und «bester Anzug»! So hat man die Stadt wohl am wenigsten gekannt damals — oder überhaupt? Denn sie hat doch etwas Fremdes an sich, um sie zu begrüßen. Und als ob ich behutsam meine Hemmungen ablegen möchte, ist es wie ein bedächtiges Nähern, und wie von selbst gehe ich nicht, sondern wage ich kaum aufzutreten und erschrecke vor dem eigenen harten Schritt auf dem Pflaster, als zerrisse ich ungebührlich die feierliche Stille und verscherze ich mir jedes Entgegenkommen.

Doch dann ist es auf einmal, als müsse ich so sacht auftreten, weil rings um mich alle Wände und Mauern gar nicht festgefügt sind, sondern nur Trümmer und wackelnde Ruinen darstellen: die Bruchstücke meiner Erinnerung. Erst die langsam wärmende Sonne richtet und schichtet sie wieder und fügt sie zu festen Formen — ja, dort die Brücke, die ich nun genau wiedererkenne, das Hotel, in dem ich viele Wochen wohnte (siehe, es hat ein neues Schild bekommen!), die Strassenkreuzung (siehe, es sind jetzt Verkehrsampeln errichtet worden!), und der Kirchturm hat noch immer die gleiche Höhe, und die Steintreppe ist noch immer so krumm und ausgetreten. Dabei müsste sich doch alles verändert haben! Meint man . . .

Aber nein. Ich vermag ja kaum zu folgen, so rasch baut meine Erinnerung ihre Häuser wieder auf. Und wie sie wächst, diese Stadt, wie sie

nun lebt, wie der dünne Rauch sich langsam aus den Kaminen zu drängen beginnt, wie ein erstes Auto vorüberfährt, wie sich die Klapptüren am Kircheneingang bewegen, wie der Zeiger der Domuhr weiterückt! Schon betrete ich den Dom, der festgefügt steht, Stein um Stein, mächtig, der auch in meiner Erinnerung unverrückbar war. Wie er erfüllt ist von Kraft, und wie alles an ihm oben und immer wieder nach oben, nach Höherem strebt! Da fühle ich, wie auch ich mich aufrichte, wie ich aus meinen Trümmern mich selbst werde. Ich spüre es erregend zurück, in den schönsten Jahren — und das sind wirklich Tränen, die nun fließen. In einem Paradies. In meinem Paradies. In einem verlorenen Paradies, durch das ich zwei Stunden wie ein Träumender schreiten darf, wohl unter Schmerzen; aber unter süßen . . .

Das Brausen der Orgel, das Aufklingen von Frauenstimmen, das Schellen bei der Wandlung erfassen nun meine Sinne und lösen das verschwommene Auge: ich schaue die Pracht dieses Gotteshauses mit seinen herrlichen Kunstwerken, ich sehe die Kerzen flackern, die Messknaben und ihre Bewegungen, deren Feierlichkeit in einem solch hübschen Kontrast zu ihren reinen, frischen Bubengesichtern steht, ich werde gefangen von der Würde des Priesters und werde erwärmt von der Sonne, deren Strahlen sich durch bleiverglaste Fenster ihren Weg bahnen. Und wie finde ich das alles schön, im schlichten Sinne: schön! Und es drängt sich in mir die Erinnerung all dessen auf, was schön war in dieser Stadt, schön und daher lebendig. Die Menschen, die mich damals umgaben, beginnen zu leben und schauen mich an, und wie von selbst strebe ich dem Ausgang zu, trete ich hinaus in den sonnendunstigen Morgen, um alle zusammenzurufen und ihnen mitzuteilen, dass ich wieder da bin, und ich möchte sie alle suchen und fragen, wo sie sind, ob sie noch da sind, was aus ihnen geworden ist, aus den Bekannten, den Kollegen — und den Freunden. Und dem Freund.

Harry. Dass er jetzt nicht leiblich neben mir steht oder geht? Dort ist doch das Café, in dem wir zusammen gegessen haben. Die Rolläden sind noch heruntergelassen. Darf denn das sein? Muss ich nicht die Szene wie auf der Bühne wirklich ablaufen lassen? Hier ist die Ecke, wo wir uns oft getroffen haben. Sie ist noch genau so; nur der Schaukasten dort hat einen feinen Sprung im Glas, und dem Baum dort sind die Aeste gestutzt, und dort hängt ein neues Reklameschild. Auch die Steine sind noch dieselben. Es ist, als müsse ich den Abdruck Deines hier so oft gestandenen Fusses erkennen, als dürfe ich den gewohnten Duft Deines Parfums kosten, als müsse ich auf die Armbanduhr schauen und um die Ecke spähen — denn dann kamst Du fröhlich auf mich zu, überschäumend fröhlich oft, Du strecktest mir die Hand entgegen, und dann zogen wir zusammen ab, gingen bummeln oder zu mir nach Hause oder trafen uns mit Freunden! Wie wir doch beseligt in diesem Lebensfluss dahinschwammen!

Jetzt ist nur Leere neben mir. Und es ist, als ginge selbst diese Leere neben mir her. Die steinerne Madonna auf der Brücke lächelt in wunderbarer Güte. Ich weiss nicht, ob sie sagen möchte: ich kenne das, woran du jetzt denkst, oder: du kleiner, törichter Mensch . . . Fast schäme ich mich ein wenig vor ihr, weil auch ihr Lächeln so unnachahmbar über allen Dingen steht. Vielleicht sollte ich wirklich alles vergessen, da-

hinfließen lassen wie der Fluss, der unter mir dahinrauscht und morgen dort und übermorgen wieder woanders und irgendwann im weiten Meere sein wird. Aber dann flüstern sogar die tanzenden Wellen «Harry», und die Madonna lächelt noch immer, wie vor Jahren. Ich weiss, wie oft wir auf dieser Brücke gestanden haben, des Abends im Sommer, wenn wir die Kühle suchten, wenn wir von den Sternen über uns sprachen und von all den schönen Dingen im Leben, die von Sternenglanz beschienen sind, wozu auch unsere Freundschaft gehörte...

Von selbst wandern meine Füße weiter. Sie sind begieriger, die Freundschaft wieder zu finden; denn ohne zu denken, bin ich mit einem Male in der Strasse, in der Harry wohnte. Nummer eins, drei, fünf, sieben, neun — mein Herz klopft mit, immer stärker. Dann stehe ich vor dem Haus, das noch immer nicht neu verputzt ist, wie damals, ich trete an das Tor, und es zuckt meine Hand in alter Gewohnheit und bleibt eine Sekunde auf dem Griff liegen, der noch immer so eisen-kalt ist, wie damals. Dann reizt mich der Klingelknopf, den ich so oft — und im Zustande welcher Erwartungen! — herabgedrückt habe. Wie unendlich lieb habe ich ihn mit einem Male! Ueberhaupt das Tor, die Steinfliesen, den Hortensienstrauch — ich möchte mich hineinbetten... Doch dann richtet sich die Hemmung auf, es ist überhaupt so kalt — ich lese einen fremden Namen. Einen ganz fremden; gedruckt, sauber mit Zellophan bedeckt. Aber natürlich. Harrys Name kann da nicht mehr stehen, auf dem lieben kleinen Kärtchen, mit Tinte geschrieben, und das Ganze von Reissnägeln gehalten. Es ist ja nicht möglich. Das sagt mir nun klar mein Verstand. Ach, der — ich liebe doch dieses Tor, dieses Haus, wenn es Nacht war, wenn wir davorstanden und uns verabschiedeten, wenn Harry das Tor aufschloss und ich nur noch das Rascheln der Hortensienblätter am Wege hörte und ich fortging mit neuer Vorfriede auf die nächsten Tage, ach, auf die nächsten Jahre, auf unser Leben!

Harry! Dort war Dein Schlafzimmerfenster. Ja, ich weiss genau, wie im Zimmer dahinter alles angeordnet war. Was steht jetzt dort? Wer schläft jetzt dort? Schläft dort überhaupt jemand? Kann dort jemand schlafen? Darf dort jemand schlafen? Dort, wo Harry und ich Stunden höchsten Glückes gefunden hatten? Ich möchte die Frage hinausschreien, ich möchte hinaufstürmen, um zu sehen, dass es nicht wahr ist, dass alles wie früher ist, dass Harry doch da ist — vielleicht ist er da? Könnte dieses Wunder nicht geschehen? Könnte unsere Freundschaft nicht ein solches Wunder vertragen? Fordert unsere Liebe nicht ein solches Wunder heraus?

Doch dieses Haus ist auf einmal wie eine feindliche Burg. Es hat seine Rolläden herabgelassen. Es ist tot. Natürlich ist es tot. Denn — auch Harry ist tot. Dass es mir erst jetzt so vollends klar wird! Harry hat diese Stadt verlassen. Nicht mit dem Zuge, wie ich es damals tat und wie ich es in einer Stunde wieder tun werde. Aber durfte ich denn überhaupt wiederkommen? Durfte ich ohne Harry den Fuss auf diesen Boden setzen? Muss ich ihn darum nicht um Verzeihung bitten? Nun ist es mein Verstand, der meine Schritte weiterlenkt — aber es ist mein Herz, das meinen Blick noch mehrere Male umwenden heisst zu unserem Haus, das von unserem Atem erfüllt war, das unsere schönsten Geheimnisse birgt. Durfte ich allein wiederkommen?

Um Verzeihung bitten — das ist so zwingend, dass sich fast meine Lippen dazu bewegen; als stünde Harry leibhaftig vor mir. Und es ist die letzte Stunde seines hiesigen Lebens, die sich in meine Sinne drängt. Und jetzt gehe ich auch schon den Weg, den ich damals ging, als man mich rief, wieder zum Fluss, über die Brücke, drüben zum Krankenhaus.

Das sechste Fenster dort oben war es. Man kann unten am Flussufer entlang gehen und hinaufschauen und immer wieder zählen; eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — das sechste Fenster. Man möchte sich einmal ver-zählen, um sich einzubilden, dass alles gar nicht wahr ist. Aber es ist immer unerbittlich das sechste Fenster. Dort lag Harry. Ich habe noch seine letzten Worte im Ohr, das leise Stöhnen, das — es steht mit einem Male alles still: mein Herz, mein Verstand, der Fluss neben mir. Nichts ist mehr. Nur über mir das sechste Fenster. Und dahinter ist nichts. Und darunter ist nichts. Es wird riesengross, es ist, als falle es sogleich aus seinem Rahmen, als werde es weit aufgestossen, als schaue Harry heraus, der tote Harry, ein entstellter Harry, ein anderer Harry...

Ich eile davon. Der wohltuende Schmerz weicht einer quälenden, sinnlosen Furcht. Erst die Brücke und der Anblick früher Kirchgänger geben mir wieder Sicherheit. Aber dennoch ist es unheimlich zwingend, dieses sechste Fenster. Und ich muss mich umwenden. Das sechste Fenster. Dann gehe ich weiter. Aber ich muss mich umwenden. Das sechste Fenster. Dann gehe ich weiter, bis ich endlich von den ersten Häusern aufgenommen werde. Aber ich stocke und gehe ein paar Schritte zurück und wende mich noch einmal um. Das sechste Fenster. Dann gehe ich endgültig weiter....

Harry — diese schöne Stadt hat uns beide nicht mehr. Uns gehört eine andere Stadt, ganz allein, die wir uns selber gebaut haben. Es ist eine Stadt, in der Tote und Lebendige zusammen wohnen, Du und ich, in der es keine herabgelassenen Rolläden gibt und keine sechsten Fenster. Dort bist Du zu Hause und wartest. Ich bin noch unterwegs...

Unterwegs. «Zum Bahnhof», lese ich auf einem Schild. Ich bin zum Bahnhof unterwegs. Ein Zug wartet auf mich. Ich muss weiter. Mein Leben muss weiter. Mein Leben auf festen Füßen, auf festem Boden. Ich weiss es, ich weiss es — und schon füllt sich um mich herum die Stadt mit ihrem Leben, ich sehe, dass es viele Menschen gibt, die Fülle der Schaufenster, alles lebt, lebt, lebt. Harry, auch unsere Stadt lebt! Wie es in ihr atmet und pulsiert!

Eine Schar fröhlicher Jungens in kurzen Hosen und bunten Hemden radelt an mir vorüber, Tornister aufgeschnallt und Kochtöpfe aufgebunden. Uebermütig klingeln sie im Chor an der nächsten Strassenecke und grinsen spitzbübisch in die erstaunten Gesichter stehenbleibender Passanten. Vom Letzten, mit einem bunten Käppi auf ungeordnetem Wuschelhaar, streift mich ein kurzer Blick, ein lächelnder Blick aus frischen Augen, ein verstehender, ein aufmunternder, und dann ein heimliches Kopfnicken....

Ja, ich bin dabei! Mit Harry dabei! Mit diesen Jungens dabei! Mit allen meinen Freunden! Mit allen Menschen!

Während die Radfahrer in der Ferne verschwinden, gelange ich zum Bahnhof. Auf Wiedersehen, geliebte, lebensvolle Stadt...